

„Es gäbe wohl ein Mittel.“

„Ah! Sie haben eins gefunden?“

„Natürlich!“ Der Bürgermeister machte sein wichtigstes Gesicht. „Man muss einen kommen lassen.“

„Einen . . . was?“

„Einen Ortsarmen.“

„Einen Ortsarmen von auswärts kommen lassen? Sie denken doch nicht im Ernst daran, Herr Bürgermeister!“

„Natürlich denke ich daran. Das Geld, das man uns übergeben hat, muss in der Gemeinde bleiben, und der Ortsarme, den wir kommen lassen, wird es hier ausgeben.“

„Ja, aber . . . man lässt doch einen Armen nicht kommen wie einen Arzt!“

„In der Stadt gibt es genug.“

„Geben Sie acht, dass er hier nicht Schule macht!“

„Wir werden ihn gut aussuchen. Was würden Sie von einer Kriegswitwe halten? Oder von einem Invaliden?“

„Vor Kriegswitwen habe ich Angst. Und es gibt Invaliden, die ihre Pension vertrinken.“

„Um so besser; wir haben ja ein Kaffeehaus.“

„Mir liegt nichts daran, dass Ihr Kaffeehaus gute Geschäfte macht. Ich würde vorziehen, das Geld meinem Bischof zu senden, oder noch lieber einem notleidenden Amtsgenossen.“

„Ah nein! Herr Pfarrer! Das Geld darf aus St. Pierre-du-Hasard nicht hinaus!“

„Wenn wir aber doch keine Armen haben!“

„Wir werden welche haben, Herr Pfarrer, wir werden welche haben! Oder vielmehr, wir werden einen haben. Auf mehr lege ich keinen Wert.“

„Ihr Mittel ist gefährlich, Herr Bürgermeister. Aber — Sie sind der Herr: versuchen Sie, was Ihnen gut dünkt.“ —

Herr Mouchard schrieb nach der Stadt, und man schickte ihm umgehend eine Kriegswitwe, begleitet von fünf Kindern; eine noch sehr junge Witwe. Man vermietete ihr ein Haus, das ein Gemeindemitglied hatte leer stehen lassen, weil er sich ein neues, geräumigeres bauen liess. Das war bereits der erste Gewinn, den man aus dem Ortsarmen zog. Das Haus war übrigens dem Einsturz nahe und natürlich auch nicht möbliert. Aber als Frau Boussière zum Pfarrer kam und ihre Armen reklamierte, konnte der ihr anzeigen:

„Da gibt es diese Mariette.“

„Sonderbar. Der Herr Bürgermeister hat sie mir auch genannt. Es ist schön, dass Sie so einig sind.“

„Ja, ja, sie ist in grosser Not, die arme Frau; keine Möbel, ein Dach, dass sie zu zerschmettern droht. Der Mann ist im Krieg gestorben.“

„An einer Krankheit, Herr Pfarrer?“

„Ja . . . allerdings . . . nur an einer Krankheit . . . aber das ist gerade das schlimme; sie bekommt nicht einmal eine Pension.“

Und so erhielt die Witwe Mariette Pinchaud eine Beihilfe; direkt und auch von dem Wohltätigkeitsbureau, dessen gesamte Einnahmen ihr zuflossen. Sie bekam Möbel, und der Zimmermann machte sich daran, das Dach instand zu setzen, was immerhin ziemlich lange dauerte.

Ihre Kinder, in vielerlei Künsten wohlerfahren, versorgten sie mit Obst und Gemüse. Sie selbst liess sich manchmal herab, ein wenig Wäsche zu waschen. Sie trug seidene Strümpfe und bezog ihre Kleider aus der Stadt. Beim Namensfest des Dorfpatrons tanzte sie so viel und so gut, dass Jean Bénat